

Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 9 (1933-1934)

Heft: 12

Artikel: Albert Kägi : und wenn es köstlich gewesen ist : ein Bauer spricht zu den Städtern

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066020>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ALBERT KÄGI: UND WENN ES KÖSTLICH GEWESEN IST.

Ein Bauer spricht zu den Städtern

Illustriert von Fritz Traffelet

Hier spricht kein Gelehrter von Ruf, kein Akademiker, kein National- oder Ständerat zu Ihnen, sondern ein ganz gewöhnlicher Durchschnittsbauer. Ein Bauer bin ich und will es sein, nicht mehr und nicht weniger. Und als solcher will ich von den Freuden und Sorgen meines Berufes berichten. Wie den meisten Menschen liegen mir allerdings die Sorgen näher als die Freuden.

Menschenwachen kann nichts nützen

Da ist einmal die Hauptsorge des Bauern: Die Abhängigkeit vom Wetter. Die, welche im Büro oder in der Fabrik

sitzen, die am Ende des Monats ihren Lohn bekommen, ob die Sonne scheint, oder ob's hagelt, die können sich gar nicht vorstellen, wie jeder Bauer fast jeden Tag in Furcht und Bangen lebt.

Das fängt schon im Frühjahr an. Ein wunderbarer Frühlingstag geht seinem Ende entgegen. Jedermann hat seine Freude an dem prächtigen Abendrot. Auch der Bauer freut sich ob des herrlichen Naturschauspieles, aber in die Freude mischt sich die bange Frage: Wird es nicht diese Nacht zu kalt werden? Werden nicht die Knospen an meinen Bäumen erfrieren? Und wenn dann die gefürchtete Nacht gefahrlos

vorbeigegangen ist, so wiederholen sich diese Sorgen noch manchen Tag, bis Pankraz und Servaz, die bösen Eisheiligen, vorbei sind.

Dann naht der Heuet. Ja, der Heuet! Er ist eine Hauptsorge für den Bauern und seine Familie. Mann und Frau und die Knechte, sie alle denken oft schon lange vorher mit Furcht und Hoffnung, wie sich wohl der Heuet gestalten wird. Ängstliche Gemüter flechten schon beim Neujahrswunsch die Worte ein: «Wänn's nu en guete Heuet git!» Das Heuen ist trotz Hitze, Schweiss und langer Arbeitszeit eine schöne Arbeit. Aber nur dann, wenn das Wetter gut ist, denn was ein schlecht eingebrachter Heustock zu bedeuten hat, das weiss der Bauer nur zu gut.

Nach dem Heuet sind es die Gewittergefahren, die den Bauer erzittern lassen. Ein noch so kurzer, verheerender Hagelschlag kann in wenigen Augenblicken die Arbeit vieler Tage, ja Wochen jählings vernichten.

Bald nach dem Heuet folgt eine der schönsten Zeiten: die Zeit der Kirschen-ernte. Aber auch hier kommen oft bittere Enttäuschungen vor. Sind Fruchtansatz und Erntebeginn gut, so kann eine lang andauernde Regenzeit dafür sorgen, dass Tausende von Zentnern Kirschen an den Bäumen verfaulen, wie es vor zwei Jahren im Zürcher Oberland geschah. Ist es nicht begreiflich, dass der Bauer dann in eine Täubi kommt und jammert?

Nicht nur der Regen, auch die Sonne wird oft zu unserm Feind. Während einer Trockenheitsperiode, wie sie zu Beginn dieses Jahres herrschte, sieht der Bauer kummervoll, wie ein Tag nach dem andern in gleicher Pracht zu Ende geht. Er steht mit den andern Bauern zusammen und sagt: «'s sött rägne, 's isch lätz!» Die Leute aus der Stadt aber können nicht begreifen, wie jemand mit dem prachtvollen Ferienwetter nicht zufrieden sein kann.

Der Herbst, die Zeit der Obsternte, naht. Ein richtiger Herbst soll für den

Bauern eine strenge Jahreszeit sein. Aber wie oft ist das Einbringen des Obstes durch schlechte Witterung erschwert und doch muss die Arbeit ausgeführt werden. Die Zeit drängt, der erste Schnee ist vielleicht schon auf den Bergen. Es naht der 16. Oktober, der Gallustag, von dem es heisst: «De Gallitag hockt uf em Stei, Puur, was dusse häsch, tue hei!»

Aber noch ist des Bauern Arbeit nicht vollendet. Will er das nächste Jahr wieder ernten, so muss er für Düngung und, sofern er Getreidebau treibt, für Aussaat sorgen. Ein rechter Bauer wird überhaupt nie ganz an Arbeit auskommen.

Gearbeitet muss werden, ob die Ernte gut oder schlecht ist. Wie entmutigend ist es zum Beispiel für einen Weinbauern, wenn er schon im Frühjahr bestimmt sieht, dass kein Ertrag in Aussicht steht! Da braucht es viel Überwindung, trotzdem die Arbeit das ganze Jahr hindurch sorgfältig auszuführen, trotzdem, wie in einem Jahr mit reicher Ernte, sechs- bis siebenmal seine Reben zu bespritzen. Wieviel leichter geht das Weintrinken als das Rebwerken!

Ist die Ernte eingebracht, so sind die Sorgen des Bauern noch lange nicht behoben. Gerade eine reiche Ernte bedeutet für den Landwirt nicht einen Segen, wie man glauben könnte. Die mittulguten Jahre sind die besten. In einem ganz guten Jahr hat man zwar viel Ware zu verkaufen, muss aber viel mehr arbeiten und am Schluss bekommt man doch nur Schleuderpreise. Ein richtiger Obsterbst ist strenger als ein Heuet. Da muss man bis in die Nacht hinein mosten, muss die grössten Fuder Birnen fortfahren, dass es einem fast den Wagen zerdrückt und bekommt doch beinahe kein Geld dafür. Unter den Bauern herrscht leider nicht immer Solidarität. Schon manchmal ist es vorgekommen, dass ein Zentner Äpfel einen Fünfliber gegolten hat und im Nachbardorf hat man ihn für 3½ Franken verkauft. Man sagt nicht umsonst: Das eine Jahr hat man Obst und keine Preise und das andere Jahr Preise und kein Obst.

Ich will allerdings gerne zugeben, dass die Süssmostbewegung die Absatzverhältnisse in dieser Beziehung etwas gebessert hat. Zuerst waren die Bauern dagegen, aber heute gibt es viele, die reklamieren, wenn in einem Wirtshaus kein Süssmost geführt wird, die dem Wirt mit Recht vorwerfen: Herrgott, die verschiedenen Wasserhähne, ihr werdet wohl unsern Most auch führen dürfen!

Wir wären punkto Absatzverhältnisse viel besser dran, wenn die Städter etwas vernünftiger wären. Nehmen wir die Kirschennernte als

Beispiel! Solange es noch keine einheimischen Kirschen gibt, verlangt das Publikum Kirschen, und dann, wenn sie da sind, will man sie nicht mehr kaufen. Könnte man mit dem Früchteessen nicht warten, bis die Früchte im eigenen Lande reif sind?

So ist das Leben des Bauern schon unter normalen Verhältnissen ein ununterbrochenes Schwanken zwischen Hoffnung und Bangigkeit. Wenn aber erst dort, wo er seine Haupteinnahmen haben soll, im Stall, das Unglück Einker hält, dann ist er auf lange Zeit hinaus ein geplagter Mann. Er kann auf einen Schlag Tausende von Franken verlieren, einen Verlust, an dem er jahrelang zu würgen hat.

Ist es in Anbetracht dieser ständigen Ungewissheit nicht begreiflich, dass der Bauer ängstlich und zum Jammern geneigt ist? Dabei gebe ich gerne zu, dass wir in dieser Beziehung des Guten oft zuviel tun. Es liegt eben in der menschlichen Natur, dass man die guten Zeiten erst dann erkennt, wenn sie schon vorbei sind, dann hört man die Leute plötzlich

sagen: «Ja, letztes Jahr, da ging es eigentlich noch ganz ordentlich!» Dabei haben die Menschen letztes Jahr gejammert, sie jammern heute, und wenn sie nicht sterben, jammern sie nächstes Jahr wieder. In den Nachkriegsjahren 1919, 1920, 1921, da hatten die Bauern ausge-

zeichnete Zeiten. Aber wie viele haben das ehrlich zugegeben? Heute hat sich das

Blatt leider gründlich gewendet. Die grosse Sorge, die den Bauernstand zur Zeit beschäftigt, ist der Preissturz. Das Problem ist einfach genug: Die Preise sind zurückgegangen, die Zinsen sind geblieben.



Der Verfasser mit seiner Frau

Lohnlose Arbeiter

Mancher Bauer stellt sich heute die bange Frage: Werde ich noch auf meinem Hof bleiben können? Milch- und Viehpreise sind so gesunken, dass verschiedentlich die Vorkriegspreise erreicht sind. Der Konsument in der Stadt merkt in vielen Fällen allerdings nicht viel vom Abschlag bäuerlicher Produkte. Wenn er für den Liter Milch 32 Rp. bezahlt, ist er sich kaum bewusst, dass wir Bauern nur 19–21 Rp. lösen. Wenn auf der Weinkarte der halbe Liter Hallauer mit 2 Franken angeschrieben ist, ahnt er wohl kaum, dass zum Beispiel im Herbst 1931 dem Hallauer Bauer für den Liter weisses Gewächs sage und schreibe 35 Rp., für rotes vielleicht 50 bis 60 Rp. bezahlt wurden.

Ganz schlimm steht es mit den Fleischpreisen. Ich kenne Bauern, die Mast betreiben, die ihre Tiere ein volles Jahr gefüttert haben und nachher kaum mehr den Ankaufspreis lösten. Ja, ich könnte Beispiele anführen, wo der Erlös bis 300 Franken unter dem Ankaufspreis des

betreffenden Tieres stand. Oft ist es überhaupt kaum möglich, Schlachtvieh an den Mann zu bringen. Sie können heute einem Metzger Vieh antragen und es geht einen Monat, bis er überhaupt nur kommt.

Ist es da verwunderlich, wenn namentlich der finanzschwache Bauer dem Ruin entgegengeht? Soll man den Stab brechen über die, die das Opfer der Krise geworden sind und noch werden, die trotz Arbeitsamkeit und Sparsamkeit vom Hof müssen? Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich die Behauptung aufstelle, dass heute viele Bauern schlechter gestellt sind als mancher versicherte Arbeitslose. Unsere Bauern sind nicht arbeitslos, aber sie sind Lohnlose Arbeiter geworden und haben oft noch zu riskieren, dass sie Ehre und guten Namen verlieren werden. Wohl ist eine Zinsfußsenkung erfolgt, aber sie war nicht so gross, dass sie eine genügende Erleichterung brachte. Viel wichtiger als ein niedriger Zins sind für uns gute Produktpreise. Wohl haben wir heute genug Bauern und Landwirtschaftslehrer, die imstande sind, die Gestehungskosten für einen Liter Milch, für einen Zentner Kartoffeln auszurechnen. Aber was hilft uns dieses Wissen, wenn wir die Gestehungskosten nicht erhalten?

Besonders unsere Bergbauern, die auf Viehzucht angewiesen sind, leiden unter der Krise. Der Viehverkauf im Herbst ist fast das einzige Bargeld, das sie einnehmen. Wenn diese Bauern nun vier bis fünf Stück im Herbst verkaufen und für jedes Stück 250–300 Franken weniger lösen, so bedeutet das eine solche Verminderung des ohnehin kleinen Nettoeinkommens, wie es sonst wohl selten vorkommt.

Ich gebe zu, dass diejenigen, deren Hof seit Grossvaters Zeiten in den gleichen Händen ist, und wo nur eine unbedeutende Verschuldung vorliegt, noch verhältnismässig ordentlich dran sind. Aber leider sind nicht alle in dieser Lage. Wie der Landvogt Gessler in « Wilhelm Tell » das schöne Haus von

Stauffacher sieht und ihn fragt, wem es gehöre, antwortet dieser: « Dies Haus, Herr Vogt, ist meines Herrn des Kaisers, und Eures und mein Lehen! »

Das war eine kluge Antwort. Wenn man heute unsere Bauern fragen würde: « Wem gehört dies Haus? », so müsste ein grosser Teil, wollte er die Wahrheit sagen, antworten: « 's ist der Schweizerischen Volksbank, dem Gemeindeammann und mein Lehen. »

Die Verschuldung ist an vielen Orten ungeheuer. Sie beträgt zum Beispiel im Bezirk Hinwil (Kt. Zürich) 80 % des Ertragswertes. In den letzten zehn Jahren ist sie um 5 % gestiegen. Woher kommt das? Durch die vielen Handänderungen. Dadurch wurden die Preise heraufgetrieben. Ich habe ein Heimet gekannt, das von einem Bauern, der keinen Sohn hatte, für 56,000 Franken verkauft wurde, nachher hat es vier- bis fünfmal den Besitzer gewechselt und zuletzt wurde es für 125,000 Franken erworben. Heute sind die Preise für landwirtschaftliche Güter durchschnittlich um mindestens 20 % zurückgegangen. Ein schönes Ding, das jedem gefällt, ein sogenanntes Liebhäberobjekt, wird natürlich auch heute seinen Preis halten können.

Es ist mir, ich höre einen leisen Vorwurf des Lesers: Ja, warum habt ihr denn eure Heimwesen so teuer bezahlt?

Gewiss ist vor teuren Landkäufen oft gewarnt worden. Aber ist es nicht begreiflich, dass diese Warnung nicht immer beachtet wurde? Darf man es einem Bauernsohn, der 30 Jahre alt wird, verargen, wenn er auch daran denkt, einen eigenen Hausstand zu gründen? Was soll er aber anfangen? Einen andern Beruf hat er nicht erlernt. Der Betrieb des Vaters aber ist vielleicht zu klein, um zwei Familien zu ernähren. Oder aber der Hof wäre zwar gross genug, die Küche aber ist zu klein, als dass Mutter und Schwiegertochter gut nebeneinander vorbeikämen. Es bleibt ihm also nichts anderes übrig, als einen

eigenen Betrieb zu erwerben. Eine Zeitlang ist es vielleicht gut gegangen, heute muss er aber feststellen, dass seine einbezahlten Batzen verloren sind, dass er trotz aller Anstrengung rückwärts kommt. Diesen Schuldenbauern sollte auf irgendeine Art und Weise geholfen werden. Es ist sonst nicht des Bauern Art, Staats- oder andere Hilfe in Anspruch zu nehmen. Er lebt sonst nach dem Grundsatz: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Aber heute muss etwas geschehen. Selbstverständlich soll nur dort geholfen werden, wo einige Aussicht auf Gesundung der Verhältnisse besteht, die allzu böse verschuldeten Betriebe wird man fahren lassen müssen.

Wie ich schon sagte, diejenigen, die das Heimetli schon seit Vaters und Grossvaters Zeiten haben, werden auch die heutige Krise überhauen. Aber die, die in der Zeit der hohen Preise angefangen haben, die sind wirklich böse dran. In unserer Gegend sind das hauptsächlich die vielen Bernerfamilien, die eingewandert sind. Wenn unsere Leute gefunden haben, ein Heimet sei zu teuer, ist sicher ein Berner gekommen und hat noch mehr darauf geboten. Diese Bernerfamilien hatten gewöhnlich viele Kinder und sie kalkultierten damit, dass diese Kinder aus der Fabrik einen schönen Zahntag heimbringen könnten. Das ist gegangen, solange die Industrie florierte, heute aber fallen diese Kinder den Eltern zur Last. In ihrem Beruf finden sie keine Arbeit mehr und im väterlichen Betrieb schaffen sie auch nicht gerne mit.

Das ist eine Erfahrung, die man ja überall machen kann, dass die Industrie die Leute der Landwirtschaft entfremdet. Damit hängt auch das Problem der landwirtschaftlichen Dienstboten zusammen. Es war in den letzten Jahren sehr schwierig, treue Dienstboten zu erhalten. Der gute Geschäftsgang in der Industrie und die dadurch bedingten hohen Löhne bewirkten, dass viele Bauernburschen lieber in die Fabrik gingen. In der Maschinenfabrik Rüti allein arbeiteten mehr als 500 ehemalige Bauernknechte.

Freiheit, die ich meine

Unsere jungen Bauernburschen sahen, wie die Industriearbeiter Samstagnachmittag und Sonntag vollständig zu ihrer Verfügung haben. Das schien ihnen ein grosser Vorteil und sie sahen nicht, oder wollten nicht sehen, dass es zweierlei ist, in einem geschlossenen Raum oder in Gottes freier Natur zu arbeiten. Den freien Samstagnachmittag werden wir in Gottes Namen nie einführen können. Selbst am Sonntag wird ein Bauer halt seine 5–6 Stunden arbeiten müssen. Das Vieh will auch Sonntags besorgt sein. Es ist begreiflich, dass das jungen Leuten nicht immer gelegen kommt. Ich weiss selbst, wie schwer es mir früher fiel, wenn ich auf einer Kilbi war und dann abends heim in den Stall musste. Nachher ist es einem gewöhnlich nicht mehr drum, sich wieder anders anzuziehen und auf den Tanz zurückzukehren. Ich habe aber noch nie gehört, dass einer dabei ernstlich Schaden an Leib oder Seele gelitten hatte.

Angebunden sind die Bauernknechte, das ist wahr, und die kleinen Bauern selbst, die sind noch viel mehr angebunden. Ein Bauer, der keinen Knecht hat, kommt überhaupt nie fort. Ferien geniesst er erst dann, wenn er sie nicht mehr geniessen kann, das heisst, wenn der Doktor sagt: «Jetzt gibt es nichts anderes als aussetzen!» Ich erinnere mich noch, wie ich einmal in der Nachkriegszeit um 3 Uhr morgens erwachte und merkte, dass ich an Ischias litt, dass ich mich nicht mehr bewegen konnte. Um 1/2 5 Uhr kam dann die Mutter zu mir mit der Botschaft, ich müsse den Stall allein besorgen, der Vater sei diese Nacht erkrankt. Was sollte ich tun? Buchstäblich auf dem Hinterteil bin ich durch die Kammer in den Stall hinuntergerutscht. Die Mutter musste mir beim Melken das Kesseli halten.

Ein Bauer kann sich nicht fallen lassen, wenn es ihm nicht wohl ist. Er muss sich wehren bis aufs Äusserste. Das hat aber auch sein Gutes.

Heute ist man gottlob wenigstens von

der unnötigen Sonntagsarbeit abgekommen. Ein richtiger Bauer wird heute am Sonntag nicht mehr grasen und überhaupt die Sonntagsarbeit auf das Notwendigste beschränken. Ihm wird nicht passieren, was einem Waadfländer Bauern passierte, der den Stall nicht misten liess, und dann diese Arbeit ausgerechnet am Sonntagvormittag ausführte. Als ihn sein Knecht, ein Zürcher Bauernbursche, verliess, schrieb er mit Kreide an die Stalltüre :

Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten den Stall misten !

Die Landarbeit ist immer noch streng. Aber doch nicht mehr so streng wie früher, und zwar wegen der Maschinen. Es ist merkwürdig, vielerorts wird heute der Ruf laut: Weg mit den Maschinen! Gewisse Staaten befassen sich bereits mit Projekten, welche die Benützung landwirtschaftlicher Maschinen verbieten. Aber in der Praxis sieht die Sache doch anders aus. Manche Arbeit, die früher von Hand gemacht wurde, würde heute kein Mensch mehr ausführen. Weder Meister noch Knecht wünschen sich jene Zeit zurück, wo Mist und Gülle auf dem Buckel in die Wiese gebracht wurde. Dass auf die alte Art auch nicht so intensiv gedüngt wurde, versteht sich von selbst. Heute will niemand mehr von Hand Holz sägen, Heu abladen, mosten, Jauche pumpen. Wenn ich heute einen Bauernknecht einstelle, so ist seine erste Frage nach dem Lohn und seine zweite nach den vorhandenen landwirtschaftlichen Maschinen.

Strenge Arbeit, gutes Essen

Ein Bauernknecht mag es streng haben, aber er hat wenigstens recht zu essen. Jene Zeiten sind vorbei, wo des Bauern Kost aus dreimal täglich Kartoffeln bestand, wo einmal ein Bauernknecht beim Verlassen seiner Stelle einen Zettel an die Stalltüre heftete mit den Worten:

*Am Morge Herdöpfel süess, z'Mittag Herdöpfel suur,
z'Nacht Herdöpfel mit samt der Montur,
Läb wohl, du Herrgotte - Herdöpfel - Puur !*

Dass wir auch Fleisch erhalten, dafür sorgt ja die obligatorische Viehversicherung. Alles, was nur bedingt bankwürdig ist, darf nicht an die Metzger verkauft werden, das muss der Bauer essen.

Aber nicht immer ist es nur Kuhfleisch, das auf unserm Mittagstisch steht. Wer das ganze Jahr Schweine füttert, erlaubt sich gewöhnlich, im Winter eine Sau für den Hausgebrauch zu schlachten. Eine Schweinemetzgerie ist wirklich ein Höhepunkt im bäuerlichen Leben. Sie ist ein verkehrtes Trauerspiel. Während es bei einem Drama im allgemeinen anfangs fröhlich zugeht, dann immer trauriger wird und zuletzt der Held stirbt, ist hier der Gang der Handlung umgekehrt: der Held stirbt zuerst und nachher wird es von Stunde zu Stunde gemütlicher.

Früher herrschte bei uns der Brauch, dass bei Anlass der Metzgerie ein Schinken aus dem Bauernhaus ins Pfarrhaus wanderte. Als einmal ein kleiner Knirps mit einer solchen Säuhamme ins Pfarrhaus kam, nahm ihm der Herr Pfarrer den Schinken mit den Worten ab: «Ich lasse vielmals danken, das wäre aber gewiss nicht nötig gewesen.» Worauf das Bühlein treuherzig erwiderte: «Ja, de Vatter hätt's au gseit!»

Das Schweineschlachten ist eine schöne, das Schweinefüttern eine weniger schöne Arbeit. Wenigstens sagte einmal ein stadtzürcherischer Ferienbub, der einer Bauernfrau zusah, wie sie mit den Händen das Schweinefutter zubereitete: «Da inne tät myni Mame nüd lange!»

Eine rechte Bauernfrau ist auf ihre Schweine stolz. Aber es gibt genug Bauerntöchter, die sich für eine solche Arbeit zu nobel halten. Das ist eine weitere Schwierigkeit für die jungen Bauern: Eine rechte Frau zu finden! Viele unserer Bauerntöchter, gerade die, welche etwas Geld haben, spekulieren auf einen Lehrer oder einen Beamten, denn bei einem solchen Mann beschränkt sich ihre Arbeit auf das Instandhalten der Wohnung. Eine Bauernfrau hat es nicht leicht. Es ist nicht immer angenehm, wenn der Mann am Abend mit schmutzigen

Schuhen und Kleidern aus dem Stall kommt und mit dem Säukesseli unter dem Arm durch die Küche geht. Dafür aber hat eine Bauernfrau Boden unter den Füßen. Es ist sicher schon mancher Bauerntochter kurios vorgekommen, wenn sie als Gattin eines Städtischen alles kaufen musste, den letzten Schnittlauch und das hinterste Peterli.

Dieser Zug in die Stadt der Bauerntöchter macht unsern Jungbauern viel Kummer. Denn eine rechte Frau ist für den landwirtschaftlichen Erfolg wichtiger als alle Maschinen zusammen. In der Stadt kommt es nicht so darauf an, ob die Frau tüchtig sei oder nicht. Wenn der Mann eine gute Stelle hat, kann die Frau ja ein Dienstmädchen halten. Aber die Bauernfrauen sind eben nicht nur auf die Führung des Haushaltes beschränkt, sie nehmen Anteil an allem, was vorgeht. Im Sommer ziehen sie mit dem Kinderwagen aufs Feld, an jedem Schosszipfel ein Kind mitschleppend. Wenn die Feldarbeiten drängen, müssen sie sich darein schicken, ihre häuslichen Arbeiten, mit Ausnahme der allerdringendsten, verschieben zu müssen. Was haben unsere Bauernfrauen während der Mobilisationszeit geleistet, dazumal, als die Jungen an der Grenze waren und die Frauen mit den alten Männern und Kindern das ganze Heimwesen durchschleppen mussten! Diesen Frauen, die heute alte, unscheinbare Bauernmütter sind, ist nie ein Denkmal gesetzt worden und doch waren sie Heldinnen im eigentlichen Sinne des Wortes, Heldinnen des Alltags.

Lob des Bauernstandes

Lieber Leser, begreifst Du nun nach alle dem, warum der Bauer so oft jammert? Hat er nicht Grund dazu? Sicher! Und doch sollte auch er, mehr als es meistens geschieht, dankbar die schönen Seiten seines Berufes anerkennen.

*Geniesse, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast!
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.*

Die gegenwärtige Bauernheimatbewe-

gung hat sich zur Aufgabe gemacht, dem Bauern wieder die Schönheit seines Berufes vor Augen zu führen, ihm wieder die heimatliche Scholle lieb zu machen.

Sicher, die Bebauung der Scholle war zu allen Zeiten eine harte Arbeit, aber gerade im harten Kampf reift der Mensch. Das wahre Glück liegt nicht in erfüllten Wünschen, sondern in erfüllten Pflichten. Wer für arbeiten keine andern Ausdrücke als « krüppeln » oder « krampfen » kennt, der hat den Sinn der Arbeit nicht erkannt.

Gerade die strenge Arbeitspflicht auf dem Lande bietet auch die beste Voraussetzung für die rechte Erziehung der Kinder. Haben es Bauernkinder nicht viel schöner als Stadtkinder? Nicht nur deshalb, weil sie sich freier herumtollen können, sondern gerade deshalb, weil sie richtig arbeiten lernen. Bauernkinder lernen früh den Segen der Arbeit erkennen. Sie können mit den Eltern arbeiten und werden so früh zur Pflicht erzogen. Es tut mir immer weh, wenn ich in Industriedörfern halbwüchsige Bengel herumlungern sehe, die nicht wissen, was sie anfangen sollen. Ist es da zu verwundern, dass sie auf allerhand dumme Gedanken kommen?

Auch das ist etwas Schönes beim Bauern, dass alle Familienglieder zusammen arbeiten, alle ein gemeinsames Interesse haben. Es ist nicht so wie in der Stadt, wo die Familie auseinanderstrebt, wo jedes seinen eigenen Weg geht.

Was die schwere Arbeit des Bauern oft zur Lust macht, das ist die Liebe zur Scholle, das Gefühl der Verbundenheit mit der Natur. Es ist ein grosser Vorteil der landwirtschaftlichen Arbeit, dass sie zur Hauptsache in Gottes freier Natur ausgeführt werden kann. Ein städtischer Lehrer, der seinen Schülern die Vorzüge des Landlebens schildern wollte, hat einmal gesagt: « Wenn unsere Städte nochmals gebaut werden müssten, würde man sie aufs Land bauen. »

Und noch einen Vorteil hat der Bauer vor dem Arbeiter oder Gewerbetreibenden voraus: Niemand hat ihm zu be-

fehlen. Wenn er pünktlich zinst und seine Bürgerpflicht erfüllt, dann ist er wirklich Herr auf seinem Hof. Ungescheut darf er es wagen, sein Urteil nach eigener Überzeugung abzugeben. Er muss nicht erst ängstlich nach rechts oder links blicken, wie zum Beispiel der Ladenbesitzer der Kleinstadt.

Ich meine durchaus nicht, der Bauernstand sei der einzig wichtige Stand un-

seres Landes. Aber ich weiss, Arbeiter, Bürger und Bauern bilden die Säulen der Volksgemeinschaft, und die Erhaltung eines freien, gesunden Bauernstandes liegt sicher nicht nur im Interesse der Bauern selbst, sondern des Volksganzen. Wir sind alle aufeinander angewiesen. «Stadt und Land erhaltet en-

and.»



Abendlied

Von Alfred Birsthaler

Der Abend sinkt hernieder,
Es dunkelt schon die Welt,
Die Sterne glühen wieder
Herab vom Himmelszelt.

Des Tages tosend Lärmen
Schliesst ruhend seinen Mund,
Das Sorgen und das Härmen
Entschläft auf weichem Grund —

Ein wundersamer Friede
Die Seele mir erfüllt,
In dankgebornem Liede
Er auf gen Himmel quillt:

Und schmerzt auch noch die Wunde,
die mir das Leben schlug:
Aus ihrem Gnadengrunde
Mich hoch und höher trug

Wie eines Frühlingsweben
In lichter Sonnenpracht,
Ein neues quellend Leben,
Seit ich in Gott erwacht.